

KUNSTGEWERBE

VON FRANZ MÓRA

Wir waren drei Jahre verheiratet, als es uns mit Gottes Hilfe bereits so gut ging, daß wir unser Hab und Gut mit einem Teppich vermehren konnten. Ich für mein Teil hätte ihn entbehren können, aber meiner Frau, — der Gattin des Dichters — ward es zum Überdruß, daß ich ihr immer nur die Perserteppiche der Träume vor die Füße breite. Gewiß sind auch diese schön, aber nur so lange, als sie frisch sind. Im dritten Jahr aber verlieren sie die Farbe, der Rand wird fransig, Motten zerfressen sie, hin und wieder finden sich auch Flecke daran, mit einem Wort, die Teppiche der Träume werden antik. Ist aber ein Teppich antik — so soll er wenigstens ein Perserteppich sein.

— Ich habe mir bereits einen in der Auslage angesehen — setzte die Frau die Frage auf die Tagesordnung. — Und er ist verhältnismäßig gar nicht teuer.

Ein dreijähriger Gatte ist damit bereits im reinen, was es bedeutet, wenn etwas verhältnismäßig gar nicht teuer ist. Das Herz wollte mir vor Schreck stillstehen.

— Für zehn Gulden kann man ein prächtiges Stück kaufen.

— Zehn Gulden! — fuhr ich entsetzt auf, waren doch zehn Gulden der fünfte Teil meines Gesamteinkommens. — Ich meine, die Perserteppiche hätte man für den König Darius erfunden.

— Man erhält ihn auch für Teilzahlung — setzte meine Frau ruhig fort.

Darauf entgegnete ich ganz still nur so viel, daß König Darius gewiß auch heute noch lebte, hätte er sich nicht zu Teilzahlungen überreden lassen. Doch sagte ich dies nur als Historiker und nicht als beteiligte Partei. Wozu einen Streit heraufbeschwören? Nach unserer Hausordnung besitzen wir allerdings beide das Stimmrecht, aber im Fall einer Stimmgleichheit entscheidet die Frau. So hielt ich es denn für besser, mich vor einer Abstimmung auf und davon zu machen. Ich suchte mein Stammschloß in der Darugasse auf.

Ich kam eben recht. Die Schloßherrin, — mein armes, altes Mütterchen — brachte eben vom Dachboden Stroh zum Heizen, doch war das Bündel so groß, daß es in der Dachbodentür stecken blieb.

— Hilf mir doch, mein Kind, den Kotzen herunterheben, denn ich kann weder ein noch aus! — rief mir Mütterchen zu.

Denn sie hatte das Stroh in einen Kotzen gebunden. Ich kannte den Kotzen seit meiner Kinderzeit, hatte man doch auch mich damit zugedeckt. Doch hatte ich ihm früher weiter keine Beachtung geschenkt.

Nun aber ließ mich die Gefahr, die in Gestalt von Teilzahlung unser Hauswesen gefährdete, aufhorchen.

— Mütterchen, — hob ich die gute Seele samt dem Stroh aus der Dachbodenöffnung herunter — könntet Ihr uns nicht diesen schlechten Kotzen schenken?

Selbstverständlich gab sie ihn mir und eine viertel Stunde später überreichte ich ihn meiner Frau:

— Bitte, hier ist ein echter alter Teppich !

— Woher hast du ihn denn? — sprang mir die Frau um den Hals.

— Das geht Dich nichts an, — sagte ich stolz — die Hauptsache ist, daß ich Deinen Wunsch, kaum daß Du ihn aussprachest, erfüllte. Ich bin eben so einer. So bin ich halt.

— Daß er alt ist, das sehe ich — streichelte die Frau den Kotzen mißtrauisch. — Aber sieh nur, wie sonderbar er geknüpft ist ! Fast möchte man meinen, er sei ein Lumpenteppich.

In Textilien bin ich auch heute noch nicht bewandert. Ich weiß nur so viel, daß einst das Leinen der Penelope in Arbeit genommen wurde, und mir scheint, daß die Handarbeiten, die die Frauen hervornehmen, wenn ein Nachmittagsgast im Hause ist, auf ähnliche Weise entstehen. Aber ich beruhigte die Frau, indem ich ihr versicherte, daß die Teppiche eben durch diese Art des Knüpfens an Wert gewinnen.

— Was für ein Teppich ist es denn eigentlich ?

— Ein Pusi-Teppich ! — erklärte ich mit Überlegenheit, und mir scheint, ich imponierte der Frau damit ungemein, und hatte doch der Wahrheit nicht Abbruch getan.

Denn den Teppich hatte Paul Pusi, ein hiesiger Kunstgewerbler verbrochen. Ich hatte ihn nicht mehr gekannt, doch hörte ich von ihm sagen, Gott hätte ihn zu einem Maler bestimmt, sein Vater aber hätte einen Weber aus ihm gemacht. (Im Gegensatz zu den vielen Malern, die Gott für Weber schuf.) Ich las die Lebensbeschreibungen berühmter Maler, aber nicht einmal Vasari hatte eine Ahnung von der Erfindungsgabe, wie sie Paul Pusi besaß. In seinen jungen Jahren malte er einmal die Geschichte des Helden Dobozi und seiner Gattin, wie er sie auf einem schönen alten Holzschnitt eines Kalenders sah. Im Hintergrund die brennende Burg, im Vordergrund Michael Dobozi in Lebensgröße auf einem weißen Roß, wie er eben im Begriff ist, die Mordwaffe in die schneeigen Busen seiner Gattin zu tauchen. Solche schneeige Busen aber, wie sie Paul Pusi malte, hatte die Welt noch nie gesehen. Und nun sollte der grimmige, wilde Mann mit seinem Dolch diese prächtigen Busen zerfleischen ? Paul Pusi hatte kein Herz, zu solcher Gottlosigkeit Helfershand zu leisten. Immerhin wollte er auch die historische Wahrheit nicht verletzen. Was hätte wohl ein Rubens oder Tizian in diesem Falle getan ? Paul Pusi machte nichts anderes, als daß er der Gattin Dobozi einen dritten Busen improvisierte, einen, um den es nicht schade ist, wenn er von einer Mordwaffe durchbohrt wird.

Wohin dieses sonderbare Gemälde geriet, weiß ich allerdings nicht, ich weiß nur soviel, daß der Meister dieses sein Lieblingsthema auch dann noch bevorzugte, als er den Malerberuf mit dem Weberhandwerk vertauschte. Und ich ersuche die einheimische Kunstkritik zur Kenntnisnahme dessen, daß jedes Tischtuch, jede Bettdecke, jeder Lumpenteppich, auf denen ein grimmig dreinschauender Mann ein Weib mit drei Busen mit sich schleppt, aus der Werkstatt des Webermeisters Paul Pusi stammt. In der Tat sind es viel eigenartigere Schöpfungen, als die Wandgoblins Gilles.

Dennoch muß ich gestehen, daß bis ich zur Erkenntnis des Kunstwertes meiner Errungenschaft gelangte, viel Zeit verging. Um die Kunstschöpfungen steht es irgendwie so, wie um die Frauen : es ist unbedingt ein gewisses Alter dazu nötig, daß sie ohne Interesse gefallen. Mir gefiel mein Teppich, weil ich ihn auch als Zimmerschmuck zu verschiedenen praktischen Zwecken verwenden

konnte. Als er als Goblin die Wand neben meinem Schreibtisch zierte, wischte ich meine Feder in das Gewand der Gattin Dobozi; und was mir von Nutzen war, schadete auch dem Teppich nicht. Er wurde dunkler. Als er reif dazu war, um als Teppich auf dem Boden zu dienen, mußte ich mich nicht davor fürchten, daß der häusliche Friede gestört wird, wenn die Zigarrenasche auf den Teppich fällt. Davon will ich gar nicht reden, wie ungemein stilvoll die Asche zu der brennenden Burg paßte! Dies wurde damals offensichtlich, als der Teppich zur Dienstleistung vor dem Ofen eingeteilt wurde.

Man muß wissen, daß ich mich beim Ofen nicht nur erwärme, sondern, daß ich beim Feuer des Ofens auch meine Zigarre anzurauchen pflege. Es steht mir fern, in diese ästhetische Studie auch persönliche Gesichtspunkte mischen zu wollen, daher will ich auf die Frage, welche Bestimmung des Ofens wohl wichtiger sei, des näheren nicht eingehen. Tatsache ist, daß meine Zigarre oft ausgeht und daß die Zündhölzchen stets in meiner anderen Jacke sind. Feuerzeuge gibt es allerdings ein ganzes Fach voll in meiner nächsten Nähe, doch kann ich sie nur mit einem Streichholz anzünden, wie auch meine Füllfeder nur dann zu gebrauchen ist, wenn ich sie vorher in die Tinte tauche. Man könnte allerdings um Zündholz in die Küche klingeln, doch hat dies nur so lange Sinn, bis der dienstbare Geist unseres Hauses bei uns noch nicht eine Woche überschritten hat und mit den lokalen Verhältnissen noch nicht im klaren ist. In der zweiten Woche beherrscht nämlich jede unserer Dienstmägde die Situation, und stellt sich taub, wenn ich klinge. Der Kuckuck weiß, woran sie es erkennen, aber sie erkennen es.

— Eilen Sie sich, Mari, man läutet! — sagt meine Frau.

— Ach, es ist nichts, nur der gnädige Herr läutet — erwidert Mari mit der Gelassenheit der gerechten Seelen und rührt sich nicht.

So kommt es, daß ich alle fünf Minuten vor dem Ofen niederhocke und meine Zigarre durch den Rost in die Glut stecke. Dies gelingt immer, das Anrauchen einer Pfeife aber ist schon etwas umständlicher. Denn bei dieser Gelegenheit geht nicht die Pfeife in den Ofen, sondern die Glut muß heraus, und so manche bleibt auch endgültig draußen. Freilich, nicht in der Pfeife, sondern auf dem Kotzen, der im Laufe der letzten Jahre infolge der verschiedenen Verfahren einen bedeutsamen Wandel durchmachte. Die Gattin Dobozi wurde zu einer Mohrin, und seine Burg war derart gründlich niedergebrannt, daß nur mehr hier und dort verkohlte Ruinen davon übrig blieben.

Doch das wirklich Wertvolle behält auch im Verfall seine Anziehungskraft. Allerdings nur in den Augen des Fachmannes. Und an diesem mangelt es zum Glück bei uns in der Tat nicht.

In diesen Tagen besuchte mich ein äußerst vielseitiger Freund: Volkskundler, Sprachforscher, Archäologe, Kunsthistoriker, Historiker. Er hat wenigstens 48 Seiten, wie der Tetrakontaoktaeder, der Kristall des Diamanten. Seine achtundvierzigste Seite ist — die Politik. Auch jetzt kam er mit dieser achtundvierzigsten Seite zu uns, doch war er bei mir fehl am Orte. Aus meinem Fenster sieht man nichts anderes, als den goldenen Stuhl des Cassiopeia-Sternbildes, und dahin lassen wir keinen Politiker.

— Politik ist nichts für mich, Kamerad! — sagte ich ihm lächelnd und wollte den zerknüllten Teppich mit dem Fuß richten. (Der Kopf Michael Dobozi war gerade nicht zu sehen, als wäre auch diesem beim Grübeln in schlaflosen Nächten zum Bewußtsein gekommen, daß man nur ohne Kopf Karriere machen kann.)

Der Tetrakontaoktaeder blickte hin und fuhr mich erschrocken an :

— Aber Menschenskind, was für einen Teppich hast Du denn da? Ist das keine Fälschung?

— Aber wo! — verwahrte ich mich lachend. — Das ist ein echter Pusi-Teppich.

Mein Freund ergriff mich bei der Schulter :

— Ein echter Pus-Hi? Freund, war das aber eine große Dynastie!

— Da hast Du recht — stimmte ich zu. — Sie war in der Tat groß : wenn ich mich richtig erinnere, hatte der Webermeister Pusi elf Kinder. Woher kennst Du sie denn?

— Aber hörst Du! — machte mein Freund eine abwehrende Handbewegung. — Ich zähle Dir alle chinesischen Dynastien von den Ming bis zu den Tsching auf. Die Dynastie der Pus-Hi fällt ungefähr auf das sechste Jahrhundert. Aber dieser Reiter hier . . .

Ich wollte den Reiter entlarven, er aber legte mir die Hand auf den Mund.

— Kein Wort, mein Freund, ich weiß alles. Erinnerst Du dich noch an den goldenen Krug des Attila-Schatzes?

— Ja, mir scheint.

— Siehst Du, dort ist dieser Reiter abgebildet, mein Kind. Er schleppt das Weib mit sich. Bisher war man der Ansicht, es sei die Tochter des Alanenkönigs Belar gewesen. Zum Teufel auch! Hier, sieh mal her! Es ist die Tochter eines sarazenischen Kalifen. Nun sollen die Stümper den Mund auf tun! Sagte ich doch stets, daß die ungarisch-türkischen Beziehungen bereits in Persien ihren Anfang nahmen! Lauter Sassaniden-Motive, mein Freund! Schau Dir mal dieses Pferd an! Dieser Typ lebt nur in steinigten Wüsten, irgendwo an der persisch-afganischen Grenze. Großartig! Das ist ja das Schloß Hamadan! Jetzt fällt mir ein, daß ich diesen Teppich seiner Zeit im Museum von Teheran sah! Mir kannst Du es eingestehen . . .

Ich machte lange Umschweife, gestand und gestand doch nicht : ist man doch angesichts einer so bedeutsamen Fachkenntnis in einer ungemein schwierigen Lage. Schließlich erbarmte sich der Freund meiner und half mir aus der Verlegenheit.

— Es ist auch viel besser, wenn Du gar nichts sagst. Du schuldest ja niemandem Rechenschaft darüber. Die Hauptsache ist, daß dieser ungarische Kunstschatz in ungarischen Händen ist. Ich bitte Dich nur um eines : gestatte mir, den Teppich zu photographieren. Nur zu eigenen Zwecken, auf meine Ehre! Und noch eines : ich flehe Dich an, laß Dir den Teppich um keinen Preis der Welt feil sein! Versprichst Du mir dies?

Ich versprach es. Nicht nur unter vier Augen mit ihm, sondern auch hier, vor der großen Öffentlichkeit. So lange ich lebe, werde ich mich von dem Teppich der Sassaniden nicht trennen, sondern auf diesem auch meine letzte Pfeife anrauchen. Und was von diesem Teppich noch übrig sein sollte, vermache ich dem Reichstag, damit niemand behaupten könne, daß ich meiner Nation nichts hinterließ.